

Hausarbeit

Lehrveranstaltung: Geschlechtsspezifische Differenzen im Berufsbildungs- und
Beschäftigungssystem

Leiter: Dr. Carmen Eccard

WS / SS: Wintersemester 2004 / 2005

Thema: **Gestern und heute: Teilhabechancen und –bedingungen von
Frauen und Männern in Wissenschaft und Forschung**

Name: Andreas C. Lazar

Studiensemester: 12 Fachsemester: 6

Studiengang:

TP: Hauptfachrichtung: Bau
 Elektrotechnik
 Maschinenbau
 Informatik

Wahlpflichtfach: affin: ja nein

nicht affin Fach: Politikwissenschaft

Inhalt

1. Abbildungen	3
2. Einleitung	4
3. Frauen und Männer an der Universität	5
4. Geschichte der Universität	8
4. 1. Die Universität im Mittelalter	8
4. 2. Die Universität in der Aufklärung	11
4. 3. Die Universität in der Neuzeit	14
5. Sozialisation an der Universität	18
6. Gleichstellung an der Universität	20
7. Schluß	22
8. Quellen	23
9. Anhang	25

1. Abbildungen

Abb. 1: Frauenanteile in verschiedenen Stufen der akademischen Laufbahn	5
Abb. 2: Mögliche und tatsächliche Beteiligung von Frauen und Männern im wissenschaftlichen Karriereverlauf (1998)	6
Abb. 3: Männliche Studienanfänger im ersten Semester (Wintersemester 2002 / 2003) in den zehn am stärksten besetzten Studienfächern	7
Abb. 4: Weibliche Studienanfänger im ersten Semester (Wintersemester 2002 / 2003) in den zehn am stärksten besetzten Studienfächern	7
Abb. 5: Die Universität. Henricus de Allemannia beim Kolleg über Ethik. Laurentius de Volontia, zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts	9
Abb. 6: Kneiperei auf einer Studentenbude. Nach einer Lithographie, um 1815	11
Abb. 7: Dorothea Schlözer. Kupferstich, 1789	12
Abb. 8: Mathilde Vaerting	16

2. Einleitung

Renate Schmidt, die derzeitige Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, stellt zu Anfang der neuesten Ausgabe der regelmäßig erscheinenden Broschüre „Frauen in Deutschland“ so lapidar wie richtig fest: „Entscheidungspositionen zu erobern, gleichen Lohn wie Männer für gleichwertige Arbeit zu bekommen, die Balance zwischen Erwerbstätigkeit und Familienarbeit zu halten oder geschlechtsspezifisch gesundheitlich versorgt zu werden, sind Ziele von Frauen- und Gleichstellungspolitik, die trotz des Gleichberechtigungsgebots im Grundgesetz bisher noch nicht verwirklicht werden konnten. Gerade beim Thema Gleichstellung bildet sich erst ein Problembewusstsein, das zu Veränderungen führt, wenn Fakten und Zahlen Ausmaß und Tiefe der Ungleichheit belegen.“¹

Diese Arbeit soll die Bildung eines Problembewußtseins zum Thema Gleichstellung unterstützen und so Veränderung fördern, indem sie durch „Fakten und Zahlen Ausmaß und Tiefe der Ungleichheit“ der Geschlechter in Wissenschaft und Forschung belegt. Sie soll ferner durch einen geschichtlichen und gesellschaftlichen Überblick Erklärungsmöglichkeiten zur Entstehung dieser Ungleichheit liefern, um so eine breitere Perspektive für Lösungsansätze zu eröffnen, von denen einige im Abschluß vorgestellt werden. Die Darstellung beschränkt sich hierbei hauptsächlich auf die Situation in Deutschland.

¹ BMFSFJ 2004, S. 7

3. Frauen und Männer an der Universität

Gegenstand der Nachweisung	Frauenanteil in Prozent		
	2001	2002	2003
Studienanfänger	49,4	50,6	48,2
Studierende ¹	46,7	47,4	47,4
Absolventen	46,0	47,0	48,4
Promotionen	35,3	36,4	37,9
Habilitationen ²	17,2	21,6	22,0
Hochschulpersonal insgesamt ³	51,2	51,2	51,3
Hauptberufliches wissenschaftliches und künstlerisches Personal ³	27,0	27,7	28,6
Wissenschaftliche und künstlerische Mitarbeiter ³	31,9	32,7	33,5
Professoren ³	11,2	11,9	12,8
C4 -Professoren ³	7,7	8,0	8,6
Bevölkerung insgesamt ⁴	51,2	51,1	51,1

¹ Wintersemester.
² Kalenderjahr.
³ 01. Dezember. Angaben für 2002.
⁴ 31. Dezember des Vorjahres.

Abb. 1: Frauenanteile in verschiedenen Stufen der akademischen Laufbahn²

Im Studienjahr 2002 / 2003 haben 358.946 Studienanfänger³ ein Hochschulstudium aufgenommen, darunter 181.626 oder 50,6% Frauen, womit sich erstmals mehr Frauen als Männer an den deutschen Hochschulen eingeschrieben haben.⁴ Insgesamt war im Studienjahr 2002 / 2003 fast jeder zweite Student, doch nur jeder dritte Doktorand, jeder fünfte Habilitant und jeder zehnte Professor eine Frau, obwohl Frauen und Männer annähernd den gleichen Studienerfolg zeigen (siehe Abbildung 1). An außeruniversitären Forschungseinrichtungen betrug der Anteil der Wissenschaftlerinnen in Führungspositionen gar nur 5,1%.⁵ Wie die Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung (BLK) in ihrem Bericht über Frauen in der Wissenschaft aus dem Jahr 2000 zeigt, besteht also eine erhebliche Diskrepanz zwischen der möglichen und der tatsächlichen akademischen Karrierebeteiligung von Frauen (siehe Abbildung 2). Zwar sind die Daten der BLK von 1998, aber die Diskrepanz

² DESTATIS 2005, <http://www.destatis.de/basis/d/biwiku/hochtab8.php>

³ Ich habe lange überlegt, wie ich enthaltene Formulierungen auflösen sollte, zumal zu einem Thema und einem Seminar wie diesem, und mich schließlich für durchgehend generisch maskuline Begriffe entschieden, die geschlechtsneutral verwendet werden, wie in meinen früheren Arbeiten auch. Die öffentliche und wissenschaftliche Diskussion zu diesem Thema ist mir bekannt und bewußt, doch kann ich mich für mein Werk weder mit der Fremdartigkeit der Binnenmajuskel noch mit der Umständlichkeit der Beidbenennung anfreunden. Dies mag aber jeder und jede halten, wie er und sie es mag, solange es auch mir gestattet ist, wie ich es mag.

⁴ vgl. BMFSFJ 2004, S. 19

⁵ vgl. BMFSFJ 2004, S. 54

hat sich in den darauffolgenden Jahren aufgrund der anhaltend hohen Beteiligung der Frauen in den ersten wissenschaftlichen Karrierestufen und ihrer daher angenommenen weiter gestiegenen möglichen Beteiligung in allen Karrierestufen nicht verringert, wie aus Abbildung 1 ersichtlich. Es ist im Gegenteil anzunehmen, daß sie sich noch erhöht hat.

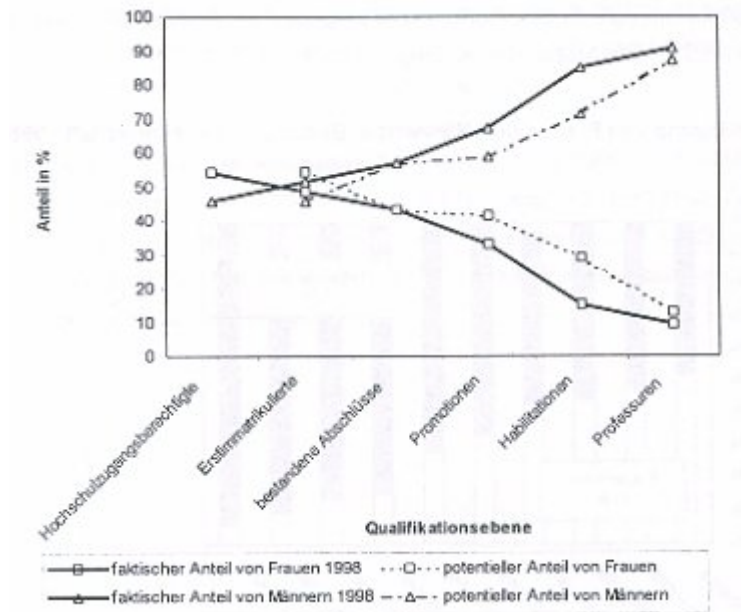


Abb. 2: Mögliche und tatsächliche Beteiligung von Frauen und Männern im wissenschaftlichen Karriereverlauf (1998)⁶

Des weiteren studieren Frauen signifikant andere Fächer als Männer, wie Abbildungen 3 und 4 zeigen. So sind beispielsweise mehr als zwei von drei Sprach- und Kulturwissenschaftlern Frauen, jedoch nur einer von fünf Ingenieuren. In den Agrar- und Ernährungswissenschaften sowie in den Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften ist das Geschlechterverhältnis ausgeglichen.⁷ Dieses unterschiedliche Studienfachwahlverhalten wäre nicht weiter beachtenswert, wenn unterschiedliche Studiengänge nicht auch unterschiedliche Berufs- und Karrierechancen ermöglichen und damit die in der Gesellschaft zu beobachtenden geschlechtsspezifischen Strukturen der Ungleichheit wie Einkommens-, Status- und Partizipationsdifferenzen festschreiben würden.⁸

⁶ BLK 2000, S. 8

⁷ vgl. BMFSFJ 2004, S. 19 f.

⁸ vgl. Blätzel-Mink 2002, S. 3

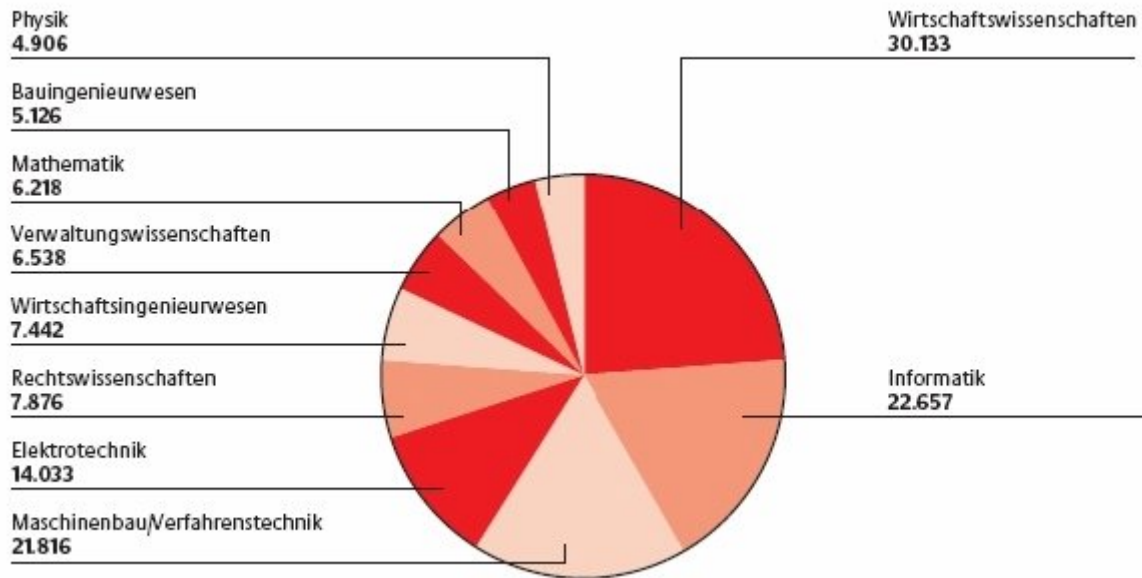


Abb. 3: Männliche Studienanfänger im ersten Semester (Wintersemester 2002 / 2003) in den zehn am stärksten besetzten Studienfächern⁹

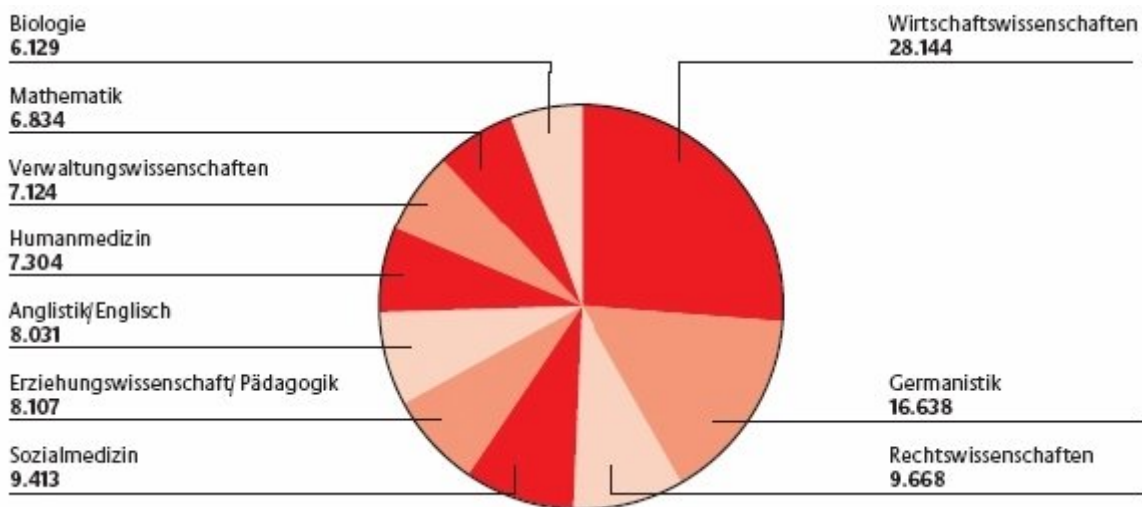


Abb. 4: Weibliche Studienanfänger im ersten Semester (Wintersemester 2002 / 2003) in den zehn am stärksten besetzten Studienfächern¹⁰

Wie kommt es zur immer geringeren Beteiligung der Frauen, je höher die wissenschaftliche Karriere- und Qualifikationstufe ist, obwohl es immer mehr akademisch qualifizierte Frauen gäbe? Welche historischen und sozialen Gründe gibt es dafür? Und was kann man dagegen tun? Mit diesen Fragen wird sich die vorliegende Arbeit nun befassen.

⁹ BMFSFJ 2004, S. 243

¹⁰ BMFSFJ 2004, S. 243

4. Geschichte der Universität

„Die Universität ist die sichtbare Darstellung des höchsten geistigen Lebens der Nation“, so zitiert Bea Lundt den von den Nationalsozialisten wegen seiner Kritik an den Hochschulen im „Dritten Reich“ verfolgten Soziologen René König zu Anfang ihres Textes „Zur Entstehung der Universität als Männerwelt“: Die Universität habe aufgrund ihrer gesellschaftlichen, politischen und ideologischen Bedeutung immer wieder um Unabhängigkeit von Staat und Kirche kämpfen müssen. Während letztere aber bedeutenden Änderungen unterworfen gewesen seien, habe sich die Universität nicht nur erhalten, sondern gefestigt und ausgeweitet, und sie repräsentiere ein Stück europäischer Identität, das sich kontinuierlich über „die Überlieferung der Gelehrsamkeit und der gewonnenen Erkenntnisse, das ‚geistige Erbe‘“ definiere. Jedoch werde dabei ein entscheidender Wandel der Universität „von ihren Anfängen bis zu ihrer heutigen Gestalt“ ignoriert: ihre Entstehung „als Zusammenschluß von lehrenden und lernenden Männern“ und die Ausgrenzung von Frauen in den ersten acht Jahrhunderten ihrer Geschichte.¹¹

Im Folgenden soll die Geschichte der Universität auf diesen Aspekt hin untersucht werden.

4. 1. Die Universität im Mittelalter

Universitas (lat. Ganzheit, Gesamtheit) bedeutet zum einen die Verbindung aller bekannten Einzeldisziplinen unter einem Dach und zum anderen die Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden, die allen offen steht. Die ersten Universitäten gingen ab dem 12. Jahrhundert langsam aus größeren städtischen Schulen hervor, zuerst in Bologna, Paris und Oxford. Sie erhielten bald gesetzliche Unterstützung durch die Obrigkeit. Im 13. Jahrhundert entstanden 16 weitere Universitäten, die ebenfalls nach kurzer Zeit von ihren geistlichen und weltlichen Landesherren finanziell und obrigkeitlich unterstützt wurden, zum Teil mit dem Ziel, Einfluß auf die Lehreinrichtungen zu erhalten. In der Folge wurden viele weitere Universitäten gegründet, die von den ersten Studenten gut angenommen wurden.¹²

¹¹ vgl. Lundt 1996, S. 103 f.

¹² vgl. Lundt 1996, S. 104 – 106



Abb. 5: Die Universität. Henricus de Allemannia beim Kolleg über Ethik. Laurentius de Volontia, zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts¹³

Die Universität entwickelte sich hauptsächlich aufgrund des gesellschaftlichen und politischen Strukturwandels (demographische Änderungen, Verstädterung, Konsolidierung der Monarchien und Zunahme des Fernhandels), der ausgebildeter Akademiker bedurfte. Die Rückkehr des antiken Wissens über den Weg der arabischen Kultur nach Europa, der beginnende Individualismus und wachsende Zweifel an den bestehenden Autoritäten spielten weitere wichtige Rollen. Mit der Universität entstand auch der Intellektuelle, der rein geistige Arbeiter im Gegensatz zum geistig und körperlich nach dem Motto „ora et labora“ arbeitenden Mönch.¹⁴

¹³ Lundt 1996, S. 106

¹⁴ vgl. Lundt 1996, S. 107 f.

Bald gewann die Universität das Monopol für den wissenschaftlichen Fortschritt und die Bildung der Eliten und wurde entscheidend für den gesellschaftlichen Wandel. Sie förderte die vertikale und horizontale Mobilität und ermöglichte sozialen Aufstieg und Karriere.¹⁵

Da viele Universitäten jedoch aus katholischen Domschulen hervorgegangen waren und im Rahmen der Ausbildung auch niedere Priesterweihen verliehen, blieb Frauen der Zugang verwehrt. Des weiteren forderte das wiederbelebte dualistische Denken der Antike die Askese des Körpers, um zu geistiger Höhe zu gelangen, wozu Frauen wegen ihrer Gebärfähigkeit, die sie prinzipiell als Körperwesen definierte, als nicht in der Lage gesehen wurden. Entsprechend grenzte sich die frühe Universität deutlich von den bisherigen gelehrten Frauen ab, Nonnen und adeligen Töchtern, die in Klosterschulen unterrichtet worden waren, sowie frühen Medizinerinnen und Heilkundlerinnen. Das Männerideal wandelte sich vom Krieger zum Gelehrten, und in der Folge fiel auch die Buchkultur wieder den Männern zu.¹⁶

Frei von den sozialen Kontrollen, denen Adel und Klerus unterworfen waren, und um Abgrenzung von den herrschenden Moralvorstellungen bemüht, bildeten die jungen Intellektuellen an den Universitäten feuchtfröhliche, ungehemmte Männerbünde, die unter anderem in den *Carmina Burana* besungen werden:

*Dum caupona verterem vino debachatus,
secus templum Veneris eram hospitatus.
solus ibam, prospere vestibus ornatus,
plenum ferens loculum ad sinistrum latus.*

(Als ich aus der Schenke kam, voll des Weins, des schweren trieb es mich, noch einmal bei Venus einzukehren. Trat vor ihren Tempel in meinem schönsten Kleide, trug den vollen Beutel an meiner linken Seite.)¹⁷

¹⁵ vgl. Lundt 1996, S. 108 f.

¹⁶ vgl. Lundt 1996, S. 109 f., S. 113 f.

¹⁷ vgl. Lundt 1996, S. 111 f.

4. 2. Die Universität in der Aufklärung

Ende des 17. Jahrhunderts war die deutsche Universität in einer tiefen Krise, die sich unter anderem in sinkenden Studentenzahlen ausdrückte. Akademische Grade waren käuflich, Professoren mit häufigen Nebentätigkeiten ausgelastet und Prüfungen ritualisiert. Die Hochschulen dienten vor allem als landesherrliche Ausbildungsstätte für Staatsdiener und als Orte der Lehre, nicht der Forschung – wissenschaftlichen Fragen wurde in Akademien oder Gelehrtenesellschaften nachgegangen –, und wurden hauptsächlich von den Söhnen des Adels und des gehobenen Bürgertums zum Erlernen eines Berufes besucht. Der Zugang war nicht formal geregelt; erst 1788 wurde in Preußen eine allgemeine Reifeprüfung eingeführt.¹⁸

Zwar hatte sich die Universität mittlerweile von den Kirchen und damit von der Priesterweihe gelöst, aber die Aufnahme in den Staatsdienst kam nur für Männer in Frage, und entsprechend orientierten sich Curriculum und Universitätsorganisation weiterhin ausschließlich an Männern. Die Universität blieb ein Ort sekundärer männlicher Sozialisation, in der die Studenten zu Pflicht, Leistung und Gehorsam erzogen wurden und Fechten, Tanzen, Trinken und oft rauhes Lieben erlernten.¹⁹



Abb. 6: Kneiperei auf einer Studentenbude. Nach einer Lithographie, um 1815²⁰

¹⁸ vgl. Niemeyer 1996, S. 275 – 277

¹⁹ vgl. Niemeyer 1996, S. 277

²⁰ Niemeyer 1996, S. 279

Mit der beginnenden Industrialisierung und der Entstehung des städtischen Bürgerstandes entwickelte sich des weiteren die Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau. Erwerbs- und Familienleben dissoziierten sich, der Mann erwarb außer Hauses das Familieneinkommen, und zu den Bildungszielen der Frau wurden Gattin, Mutter und Hausfrau. Berufsausbildung war für sie weder gewünscht noch erstrebenswert. Nach und nach wurden so Frauen als Studentinnen unvorstellbar.²¹

Dennoch war Frauen der Zugang zur Universität nicht ausdrücklich verboten, und so konnten beispielsweise die erste deutsche Doktorin der Medizin Dorothea Christiane Erxleben (1715 – 1762), die im Alter von 17 Jahren die Schrift „Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das weibliche Geschlecht vom Studieren abhalten“ verfaßt hatte – erstaunlicherweise ist noch heute keine medizinische Fakultät in Deutschland nach ihr benannt –, und die sehr stark von ihrem Vater geförderte Dorothea Schlözer (1770 – 1825) einen Abschluß erwerben. Wenige andere Frauen konnten heimlich, in Männerkleidung oder in blickdichten Separées studieren, um die männliche Sozialisationsinstanz Universität nicht zu stören. Die unverheiratete Dorothea Schlözer mußte gar ihre eigene Promotion durch eine angelehnte Tür verfolgen.²²



Abb. 7: Dorothea Schlözer. Kupferstich, 1789²³

²¹ vgl. Niemeyer 1996, S. 280 f.

²² vgl. Niemeyer 1996, S. 281 f.

²³ Niemeyer 1996, S. 286

Einige Frauen wichen ferner auf die nichtstaatlichen, von politischen und religiösen Einflüssen freien Akademien aus, die durch anonymisierte Peer-Reviews eine Gleichbehandlung aller wissenschaftlichen Arbeiten zusicherten. Im Schutz der Anonymität konnten so auch Frauen ihre Arbeiten veröffentlichen.²⁴ Professorinnen waren zwar gänzlich undenkbar, aber vor allem Professorengattinnen und –töchter wie Dorothea Schlözer kamen viel mit der Welt der Universität in Kontakt und konnten so zu Wissen gelangen, was allerdings zu Konflikten mit dem gesellschaftlich erstrebten Frauenbild führte. Beispielhaft dafür steht das Gedicht, das Dorothea Schlözers Vater zur Feier ihrer Promotion verfaßte:

*Glück indeß zum Männerhute,
der dein MädchensKöpfchen schmückt!
Trag ihn, Dir und uns zu Ehren,
bei der Freunde lautem Jubel,
und der Eltern stiller Wonne,
frei, empor, – doch nicht zu lange –
bis die Haub' ihn deckt und drückt,
und ein jüngerer Decanus
Dir statt Lorbern Myrthen pflückt.*²⁵

Zur Reform der Universität wurden neue Fächer wie Natur- und Wirtschaftswissenschaften eingeführt, die Philosophie aufgewertet und Vorlesungen in deutscher Sprache angeboten. Lehren und Lernen wurden als einander ergänzende Handlungen begriffen und die Einheit von Lehre und Forschung als Ziel der modernen Universität formuliert. Die Humboldtsche Universität mit dem Anspruch der Allgemeinbildung und der Unabhängigkeit von Lehre und Forschung konnte allerdings erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts vollständig durchgesetzt werden. Gleichzeitig wurde jedoch auch der Ausschluß der Frauen formal festgeschrieben.²⁶

²⁴ vgl. Hagengruber 2003, S. 251

²⁵ vgl. Niemeyer 1996, S. 283 – 288

²⁶ vgl. Niemeyer 1996, S. 277 – 279

4. 3. Die Universität in der Neuzeit

Verschiedene Forscher des 19. Jahrhunderts versuchten, die körperliche und geistige Unfähigkeit der Frau zum Studium und damit ihren Ausschluß von der Hochschule naturwissenschaftlich zu begründen. So stellte beispielsweise der im In- und Ausland anerkannte Wissenschaftler Theodor Bischoff anhand vergleichender Gehirn- und Schädelanatomie die intellektuelle Unzulänglichkeit von Frauen für ein Studium fest. In seiner Schrift über „Das Studium und die Ausübung der Medicin durch die Frauen“ aus dem Jahr 1872 vertrat er folgende Ansicht: „Es fehlt dem weiblichen Geschlecht nach göttlicher und natürlicher Anordnung die Befähigung zur Pflege und Ausübung der Wissenschaften und vor allem der Naturwissenschaften und der Medicin. Die Beschäftigung mit dem Studium und die Ausübung der Medicin widerstreitet und verletzt die besten und edelsten Seiten der weiblichen Natur, die Sittsamkeit, die Schamhaftigkeit, Mitgefühl und Barmherzigkeit, durch welche sich dieselbe vor der männlichen auszeichnet.“²⁷

Weiter stellte er fest, daß Frauen auch von körperlicher Seite nicht zur Ausübung des Arztberufes geeignet seien und ordnete den Geschlechtern unterschiedliche Charaktereigenschaften zu: Der Mann sei mutig, heftig, rau, verschlossen und fest, Vernunft beherrsche sein Gefühl, sein Geist sei tiefer und weiter, er erforsche gründlicher und genauer, sein Prinzip sei schaffend; die Frau aber sei furchtsam, nachgiebig, sanft, geschwätzig, wandelbar, Gefühl beherrsche ihre Vernunft, sie sei oberflächlich und schwachen Willens, ihr Handeln sei unbestimmt und ihr Prinzip erhaltend.²⁸

Der Mediziner Paul Julius Möbius sekundierte Bischoff, indem er behauptete, daß eine höhere Bildung von Frauen zu Unfruchtbarkeit und geringerer Muttermilchproduktion führe, der Gynäkologe Max Runge wies darauf hin, daß die Menstruation die Studierfähigkeit negativ beeinflusse, und Max Planck sagte: „Amazonen sind auch auf geistigem Gebiet naturwidrig.“²⁹ Edith Glaser sieht diese Äußerungen in ihrem Text „Sind Frauen studierfähig?“ Vorurteile gegen das Frauenstudium.“ als Ausdruck der Orientierungslosigkeit und Angst der Männer in einer Zeit sozialen Wandels, die auch ihre Arbeitsplätze bedrohte, und als Selbstvergewisserung nach dem Motto „Wo Gleichheit droht, muß Natur her.“³⁰

²⁷ Glaser 1996 a, S. 300

²⁸ vgl. Glaser 1996 a, S. 301

²⁹ Wobbe 1996, S. 347

³⁰ vgl. Glaser 1996 a, S. 303 f., S. 309

Kritiker Bischoffs argumentierten, daß er sich von Vorurteilen und einem traditionellen Frauenbild habe leiten lassen und daß man ohne Kenntnis der Funktionsweise des Gehirns keine Schlüsse über seine Leistungsfähigkeit allein aufgrund seiner Größe ziehen könne. Die Schriftstellerin und Frauenrechtlerin Hedwig Dohm entgegnete Bischoff in ihrer Streitschrift „Die wissenschaftliche Emancipation der Frau“, daß die Männer die weibliche Konkurrenz nicht fürchten müßten, wenn sie wirklich begabter seien; seien sie es aber nicht, liege der Verdacht nahe, daß sie die Frauen einsperrten, um ihr Wissensmonopol zu erhalten. Jeder Mensch habe aber Anspruch auf individuelle Freiheit, Wissen und Erkenntnis.³¹

Zur Wende des 19. Jahrhunderts zum 20. waren die physiologischen und psychologischen Behauptungen der Gegner des Frauenstudiums experimentell nicht mehr haltbar. Auch die gesellschaftliche Einstellung hatte sich aufgrund guter Erfahrungen mit Studentinnen in anderen Ländern gewandelt (in den USA konnten Frauen bereits ab 1833 studieren, in der Schweiz ab 1840, in Frankreich ab 1863 und in Großbritannien ab 1869³²), und der öffentliche Druck nahm zu. So konnte Arthur Kirchhoff in einer 1897 erschienenen Studie, für die er 122 Wissenschaftler verschiedener Fachrichtungen zu ihrer Einstellung zum Frauenstudium befragt hatte, belegen, daß es bereits mehr Befürworter als Gegner des Frauenstudiums gab.³³

Weiter hatte die Frauenbewegung, z. B. der Allgemeine Deutsche Frauenverein und der Deutsche Frauenverein Reform mit den Jahren immer nachdrücklicher nach Ärztinnen, Lehrerinnen und Juristinnen verlangt, unter anderem um das weibliche Zart- und Schamgefühl zu wahren. Zudem sollte die Ehe nicht mehr die alleinige Existenzfrage für Frauen darstellen, und höhergebildete Berufe sollten ihnen geöffnet werden, um den Konkurrenzdruck in niedergebildeten Berufen zu verringern, mehr weibliche Erwerbstätigkeit zu ermöglichen und ledige Frauen besser abzusichern. Auch die Beschränkungen des Staates, der fast alle Berufszulassungen regelte, sollten abgebaut werden.³⁴

Schließlich hatten die Befürworter des Frauenstudiums Erfolg, und Frauen wurden zwischen 1900 und 1909 zum Studium in den deutschen Einzelstaaten zugelassen, womit ihnen die höhere Bildung weitgehend ermöglicht wurde. Auch der zusätzliche wissenschaftliche Qualifikationsnachweis der Habilitation und die Berufsbeamtenlaufbahn wurden den

³¹ vgl. Glaser 1996 a, S. 304

³² vgl. Wobbe 1996, S. 343

³³ vgl. Glaser 1996 a, S. 305 f.

³⁴ vgl. Glaser 1996 b, S. 311 – 314

deutschen Frauen ab 1920 auf Beschwerde der Philosophin Edith Stein (1891 – 1942) ermöglicht. Bis 1933 konnten sich so 71 Wissenschaftlerinnen habilitieren, viele davon aus dem Bildungsbürgertum und assimilierten jüdischen Familien; 30 von ihnen wurden jedoch nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten entlassen. Edith Stein selbst konnte sich aufgrund von Vorbehalten gegen ihre jüdische Herkunft und ihre Forschungsrichtung nie habilitieren, und die ersten, 1923 berufenen Professorinnen, die Naturwissenschaftlerin Baronesse Margarethe von Wrangell (1876 – 1932) und die Erziehungswissenschaftlerin Mathilde Vaerting (1884 – 1977), sahen sich beständigen Anfeindungen gegen ihre Personen und ihr Werk ausgesetzt und mußten mit vielen Hindernissen kämpfen.³⁵



Abb. 8: Mathilde Vaerting³⁶

Auch den ersten Studentinnen und Absolventinnen blieben einige Berufe weiter versperrt, sie erhielten oft nur niedere Stellen, und die alten Vorurteile hatten weiter Bestand. So warf man den Frauen während des Ersten Weltkrieges vor, Berufe zu „feminisieren“, d. h. ihr Sozialprestige zu verringern, während die Männer an der Front stürben. In der Weimarer Republik sprachen sich der deutsche Richter- und Anwaltstag gegen die Zulassung von Juristinnen aus, und im „Dritten Reich“ war die Jurisprudenz wieder alleinige Sache der

³⁵ vgl. Wobbe 1996, S. 344 – 351

³⁶ Wobbe 1996, S. 349

Männer.³⁷ Schon zuvor hatte die rapide ansteigende Zahl der Studentinnen (im Wintersemester 1924 / 1925 gab es 6187 Hochschülerinnen, im Sommersemester 1931 waren es schon 19.394; die Männer konnten im selben Zeitraum nur von 50.000 auf 84.000 Studenten zulegen) zu Kritik am „ungesunden“ Zudrang der Frauen zur höheren Bildung geführt: Die Emanzipation werde überspannt, und „im Mädchen werde der Trieb zur Weichheit, Zärtlichkeit und Hingabe gehemmt oder verdrängt“, so der Jurist Manfred Rompel. Das wachsende antiintellektuelle Klima und die schlechteren Berufschancen und Zukunftsaussichten für Akademiker aufgrund der Weltwirtschaftskrise führten schließlich zu einem Rückgang der Studentenzahlen in den Dreißiger Jahren.³⁸

Viele Vorurteile lebten auch nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges unhinterfragt weiter. Laut Meinungen aus einer Erhebung des Soziologen Hans Anger Mitte der Fünfziger Jahre, für die er 138 Hochschullehrer an verschiedenen westdeutschen Universitäten befragt hatte, könnten Studentinnen weniger abstrakt denken und wissenschaftliche Ideen fassen und seien weniger intellektuell, weniger kritikfähig und unselbständig. Ferner neige die Frau mit den Jahren zu Ruhe und Selbsthaftigkeit, während der Mann noch bis ins hohe Alter eine intellektuelle Steigerung erfahren könne.³⁹

Vorbehalte gegen Frauen und die Entstehung und Entwicklung der Universität als Instanz männlicher Wissensherrschaft und männlicher Sozialisation, zu der sich Frauen ihren Zugang über die Jahrhunderte immer wieder neu erkämpfen mussten, wirkten sich somit noch bis weit in das letzte Jahrhundert hinein auf das Klima zwischen den Geschlechtern an den Hochschulen aus, und wie in Kapitel 3 gezeigt, besteht auch heute noch erheblicher Nachholbedarf an Chancengleichheit an den deutschen Universitäten. Nach dem historischen Überblick werden nun weitere Gründe für diese Ungleichheit aus sozialer Perspektive genannt und schließlich ausgewählte Lösungsmöglichkeiten vorgestellt.

³⁷ vgl. Glaser 1996 a, S. 307 f.

³⁸ vgl. Huerkamp 1996, S. 327 – 331

³⁹ vgl. Glaser 1996 a, S. 308 f.

5. Sozialisation an der Universität

Die Geschichte der Universität wirkt noch heute in ihr fort. Wissenschaft und Forschung werden nach wie vor von Männern, ihrer Tradition und ihrem Denken dominiert und geprägt. Die herkömmlichen Strukturen erweisen sich daher trotz immer höherer weiblicher Präsenz in den ersten wissenschaftlichen Karrierestufen weiter als resistent, und wie in Kapitel 3 festgestellt, ist der Frauenanteil umso geringer, je höher die akademische Qualifikationsstufe ist. Deutschland steht hierbei sowohl in quantitativer als auch in qualitativer Hinsicht am unteren Ende der Skala der Gleichstellung der Geschlechter, so daß es heißt, daß der Anteil der Professorinnen heute dem Anteil der Studentinnen Anfang des letzten Jahrhunderts entspricht.⁴⁰

Nach den primären Sozialisationsinstanzen, die sich negativ auf die Frauen auswirken und in anderen Vorträgen des Seminars, für das diese Arbeit entsteht, behandelt werden (zwei wichtige Punkte sind beispielsweise: Das in der Familie vorgelebte Arbeitsteilungs- und Erwerbsschema beeinflusst die Bildungswahl erheblich, die klassische Rollenteilung wird in den meisten Fällen übernommen. Und in der Schule sehen Jungen ihren Erfolg eher als Ergebnis eigener Leistung oder eigenen Könnens, Mädchen eher als Ergebnis von Glück oder Fleiß. Versagen wird aber umgekehrt rezipiert, und geschlechtsspezifische Schulfachkulturen benachteiligen Mädchen⁴¹), hat also auch die Universität einen hemmenden Einfluß auf die gesellschaftliche Beteiligung der Frauen. Dies ist umso bedauerlicher, sieht man Wissenserzeugung als einen konstruktiven Prozeß von Menschen mit bestimmten Interessen in bestimmten historischen und kulturellen Situationen. Der weitgehende Ausschluß der Frauen aus der männlich geprägten Wissensproduktion steht somit dem wissenschaftlichen Wunsch nach Objektivität und Universalität entgegen.⁴²

Weiter führt der Männerüberschuß der Universität dazu, daß die Lehre durch ihre institutionellen Bedingungen, ihren Interaktions- und Kommunikationskontext und ihre Vermittlung von Normen und Interpretationssystemen geschlechterdifferent sozialisierend wirkt. Dienstleistungen und Zuarbeiten werden von Frauen erledigt, das Wissen aber von Männern produziert und weitergegeben. Entsprechend nimmt männlicher Nachwuchs, von gleichgeschlechtlichen Mentoren eingeführt, eine Position in einer für männliche Identität

⁴⁰ vgl. Blättel-Mink 2002, S. 1

⁴¹ vgl. Blättel-Mink 2002, S. 7 – 9

⁴² vgl. Müller / Stein-Hilbers 1996, S. 489 – 491

strukturierten Kultur ein, während Frauen die zu rechtfertigende Ausnahme darstellen und sich ohne Vorbilder in eine fremde Kultur einfügen müssen. In der Folge müssen sie sich ihre Anerkennung hart erkämpfen, ihre Arbeit wird sexistisch bewertet, seltener gelesen und zitiert, sie werden weniger in die formelle und informelle Informationsweitergabe einbezogen, und sie müssen öfter geringerqualifizierten Männern den Vortritt auf höhere Stellen lassen.⁴³

Da des weiteren die Phase der Familiengründung mit der wichtigsten wissenschaftlichen Phase zusammenfällt, die eine hohe personelle und rhetorische Präsenz, große Mobilität, viele persönliche und professionelle Kontakte und eine genaue Karriereplanung erfordert, scheitern viele Wissenschaftlerinnen an dieser Doppelbelastung und steigen aus, da ihnen im Gegensatz zu den Wissenschaftlern in den meisten Fällen niemand die Verantwortung für die Kindererziehung abnimmt. Nicht die Familie an sich, sondern die herkömmlichen Strukturen der Arbeitsteilung sind es also, die viele Wissenschaftlerinnen zur Aufgabe zwingen.⁴⁴

Schließlich bewirkt die autonome soziale Selbstergänzung des universitären Lehrkörpers über den Modus der Kooptation, die nicht nur Publikationen und Lehrerfahrung, sondern auch subjektive Wertungen einbezieht, daß meist rein männliche Auswahlkomitees nach ihren meist männlichen Maßstäben meist Männer berufen, wenn eine Stelle besetzt werden soll. Frauen sind hier aus den genannten Gründen meist nicht präsent.⁴⁵

⁴³ vgl. Müller / Stein-Hilbers 1996, S. 491 – 495

⁴⁴ vgl. Müller / Stein-Hilbers 1996, S. 493 – 495

⁴⁵ vgl. Müller / Stein-Hilbers 1996, S. 495 f.

6. Gleichstellung an der Universität

Was läßt sich tun, um Frauen präserter zu machen und ihnen mehr Chancengleichheit in Wissenschaft und Forschung zu ermöglichen? Birgit Blättel-Mink liefert wichtige Hinweise in ihrem Beitrag „Studium und Geschlecht. Faktoren einer geschlechterdifferenten Studienfachwahl in Baden-Württemberg“ für die Akademie für Technikfolgenabschätzung in Baden-Württemberg aus dem Jahr 2002 mit einem Verweis auf eine Arbeit von Sybille Krummacher, die die Situation von Naturwissenschaftlerinnen in Frankreich und Deutschland im Jahr 1998 untersucht hat. Krummacher zeigt auf, dass die deutlich stärkere Partizipation von Wissenschaftlerinnen in Frankreich vor allem auf eine Umgebung zurückzuführen ist, die strukturell, institutionell und kulturell viel eher als die deutsche geeignet ist, auch den „weiblichen Teil der Welt“ zu integrieren. Statt Konkurrenz, Leistungsorientierung und Hierarchiedenken wie in Deutschland herrschten in Frankreich Solidarität, Kompromissfähigkeit und Kooperation.⁴⁶

Die Notwendigkeit zur Änderung der Strukturen, Institutionen und Kulturen, damit mehr Frauen ihre Potentiale entfalten können, hat auch der deutsche Staat erkannt, der sich unter Federführung des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend bemüht, die grundgesetzlich garantierte Gleichberechtigung von Mann und Frau durchzusetzen und Nachteile zu beseitigen. Er hat hierfür die Strategie des Gender Mainstreamings, die die bisherige Frauenförderpolitik ergänzt, zum Leitprinzip seines Handelns gemacht. Gender Mainstreaming bedeutet, daß alle, auch auf den ersten Blick geschlechtsneutrale Maßnahmen in ihren Ausgangsbedingungen und ihren Auswirkungen auf Frauen und Männer geprüft und untersucht werden sollen.⁴⁷

Konkrete Maßnahmen von Bund und Ländern sind:

- Verschiedene Aktionsprogramme und Schnupperstudiengänge sollen dazu beitragen, daß mehr Schülerinnen ingenieurwissenschaftliche und informationstechnische Fächer studieren. Zu diesem Zweck werden neue, praxisorientiertere und interdisziplinäre Lehr- und Lernformen für diese Fächer erprobt und einige monoedukative Modellstudiengänge eingerichtet. Der Bund vergibt ferner einen Preis für die besten Maßnahmen.

⁴⁶ vgl. Blättel-Mink 2002, S. 37

⁴⁷ vgl. BMFSFJ 2004, S. 9

- Studentinnen und Absolventinnen sollen von früh auf von Mentorinnen wie Forscherinnen und Informatikerinnen aus der Industrie gefördert werden.⁴⁸
- Die Programme „Chancengleichheit für Frauen in Forschung und Lehre“ und „Anstoß zum Aufstieg“ sollen weibliche Innovations- und Qualifikationspotentiale erschließen und bis Ende 2005 den Generationswechsel an den Hochschulen nutzen, um einen Anteil von 20% Professorinnen und 40% Frauen an der Universität insgesamt zu erreichen. Dieses Ziel wird jedoch aller Voraussicht nach nicht erreicht werden können.
- Der Professorenberuf soll durch Juniorprofessuren, eine Verkürzung der Habilitation, eine leistungsorientierte und flexible Vergütungsstruktur und eine externe Evaluation transparenter werden und so strukturelle Chancengleichheit ermöglichen. Ferner sollen die Stellenbesetzungsverfahren offen und nachvollziehbar gestaltet und ebenfalls evaluiert werden, Frauen quotierte Plätze in Auswahlkommissionen erhalten und die Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten mehr in den Berufungsprozeß eingebunden werden.⁴⁹
- Die außeruniversitären Forschungseinrichtungen der Fraunhofer-, Helmholtz- und Max-Planck-Gesellschaften und der Wissensgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz sollen durch Sonderprogramme zur besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf für Frauen die Gleichstellung verbessern. Sie dürfen weiterhin seit 1999 Kinderbetreuungseinrichtungen erschließen und sichern sowie eigene einrichten. Da es 2002 über 4,6 Millionen Kinder unter 6 Jahren in Deutschland gab⁵⁰, aber nur knapp 3,1 Millionen Plätze in allen Tageseinrichtungen⁵¹, ist dies geboten.
- Die Frauenforschung soll ausgeweitet und gefördert werden, insbesondere soll eine Grundlagenstudie den geringen Einfluß von Frauen in wissenschaftlichen Auswahl- und Berufungsgremien untersuchen. Das Informations-, Service- und Forschungszentrum „Frauen in Wissenschaft und Forschung“ der Universität Bonn soll diesbezügliche und andere Aktivitäten bündeln, verstärken und leiten.⁵²
- Das Führungspersonal der Wissenschaft soll zu einer Änderung der vorherrschenden Kultur der ausschließlichen Hingabe an die Wissenschaft ermutigt werden und Chancengleichheit als Führungsaufgabe begreifen.⁵³

⁴⁸ vgl. BMFSFJ 2004, S. 20 – 22

⁴⁹ vgl. BLK 2000, S. 12 – 14

⁵⁰ vgl. DESTATIS 2005, <http://www.destatis.de/basis/d/bevoe/bevoetab5.php>

⁵¹ vgl. DESTATIS 2005, <http://www.destatis.de/presse/deutsch/pm2003/p5160082.htm>

⁵² vgl. BMFSFJ 2004, S. 53 – 55

⁵³ vgl. BLK 2000, S. 15 – 17

7. Schluß

Frauen stehen heute an der Hochschule alle Wege offen. Diese Freiheit haben sie sich über die Jahrhunderte immer wieder neu und unter vielen Rückschlägen bis zur endgültigen Gleichstellung Mitte des letzten Jahrhunderts erkämpft.

Doch jahrhundertealte Vorurteile, die Tradition der Hochschule als Instanz männlicher Sozialisation, Produzentin männlicher Wissensherrschaft und Selektorin ihres Nachwuchses sowie ungleiche Rollenzuschreibungen und entsprechend segregierende Strukturen und Institutionen machen Frauen viele dieser Pfade mehr als steinig. Es ist am Staat und am Bürger, diese Felsen mit gemeinsamer Kraft auf allen Feldern aus allen Wegen zu räumen, ein jeder nach seinem Vermögen, doch ein jeder auch so bald als möglich. Denn jede gehemmte Idee, jede behinderte Innovation, jede verlorene Möglichkeit ist ein Licht weniger in einer Zukunft, die klarer und weiter Sicht bedarf. Für Frauen und Männer.

8. Quellen

Blättel-Mink, Birgit: Studium und Geschlecht. Faktoren einer geschlechterdifferenten Studienfachwahl in Baden-Württemberg. Akademie für Technikfolgenabschätzung in Baden-Württemberg, Stuttgart 2002 (<http://elib.uni-stuttgart.de/opus/volltexte/2004/1718/>).

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hrsg.): Frauen in Deutschland. Berlin 2004.

Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung (BLK) (Hrsg.): Frauen in der Wissenschaft - Entwicklung und Perspektiven auf dem Weg zur Chancengleichheit. Bonn 2000 (Schriftenreihe Materialien zur Bildungsplanung und zur Forschungsförderung; Heft 87).

Glaser, Edith: „Sind Frauen studierfähig?“ Vorurteile gegen das Frauenstudium. In: Kleinau, Elke / Opitz, Claudia (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Campus Verlag Frankfurt am Main / New York 1996 a, S. 299 – 309.

Glaser, Edith: Die erste Studentinnengeneration – ohne Berufsperspektiven? In: Kleinau, Elke / Opitz, Claudia (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Campus Verlag Frankfurt am Main / New York 1996 b, S. 310 – 324.

Hagengruber, Ruth: Tradition und Wandel. Frauen in der Wissenschaft. In: Forschung und Lehre 5 / 2003, S. 249 – 251.

Huerkamp, Claudia: Geschlechtsspezifischer Numerus clausus – Verordnung und Realität. In: Kleinau, Elke / Opitz, Claudia (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Campus Verlag Frankfurt am Main / New York 1996, S. 325 – 341.

Koerner, Marianne: Erste Frauenorganisationen in der Männerinstitution Universität. Studentinnenvereine als Wege aus der Isolation. In: Sozialwissenschaftliche Forschung & Praxis für Frauen e.V. (Hrsg.): beiträge zur feministischen theorie und praxis, Heft 43 / 44. Köln 1996, S. 77 – 85.

Lundt, Bea: Zur Entstehung der Universität als Männerwelt. In: Kleinau, Elke / Opitz, Claudia (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Campus Verlag Frankfurt am Main / New York 1996, S. 103 – 118.

Müller, Ursula / Stein-Hilbers, Marlene: Arbeitsplatz Hochschule – Kein Platz für Frauen? In: Kleinau, Elke / Opitz, Claudia (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Campus Verlag Frankfurt am Main / New York 1996, S. 487 – 496.

Niemeyer, Beatrix: Ausschluss oder Ausgrenzung? Frauen im Umkreis der Universitäten im 18. Jahrhundert. In: Kleinau, Elke / Opitz, Claudia (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Campus Verlag Frankfurt am Main / New York 1996, S. 275 – 294.

Statistisches Bundesamt (DESTATIS): <http://www.destatis.de>, Wiesbaden 2005.

Wobbe, Theresa: Aufbrüche, Umbrüche, Einschnitte. Die Hürde der Habilitation und die Hochschullehrerinnenlaufbahn. In: Kleinau, Elke / Opitz, Claudia (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Campus Verlag Frankfurt am Main / New York 1996, S. 342 – 353.

9. Anhang

Dies ist das Handout des Vortrags, den ich zum Thema dieser Arbeit im Seminar „Geschlechtsspezifische Differenzen im Berufsbildungs- und Beschäftigungssystem“ am Dienstag, den 18. Januar 2005 gehalten habe.

Universität Stuttgart

18. 1. 2005, Andreas C. Lazar

Institut für Erziehungswissenschaft und Psychologie,
Abteilung Berufs- Wirtschafts- und Technikpädagogik
Seminar: Geschlechtsspezifische Differenzen im Berufsbildungs und Beschäftigungssystem, Dr. Carmen Eccard

Gestern und heute: Teilhabechancen und –bedingungen von Frauen und Männern in Wissenschaft und Forschung

Geschichtliche Perspektive

Mittelalter und frühe Neuzeit:

- Fortschritt, frühe Globalisierung und Wiederentdeckung antiker Schriften über Arabien fördern Bildung erster Universitäten aus städtischen Schulen ab dem 12. Jahrhundert
- Geburt des allein geistig arbeitenden Intellektuellen, Herausbildung von Eliten
- Antikes dualistisches Denken verlangt Unterdrückung des Körpers, Frauen werden dazu prinzipiell als unfähig gesehen
- Männerideal wendet sich vom Krieger zum Gelehrten, Frauen werden aus dem Wissen gedrängt, z. B. aus der Medizin
- Universitäten werden Orte männlicher Sozialisation, Studenten agieren in den Städten frei von sozialer Kontrolle ungehemmt, Fechten, Tanzen, Trinken, Sex

Industrialisierung:

- Im 18. Jahrhundert Krise der Universitäten, große Abhängigkeit von konfessionellen und politischen Interessen, traditionelle Lehrmethoden überholt, kaum Forschung
- Wenige Pionierinnen müssen hinter Vorhängen oder in Separées am Lehrbetrieb teilnehmen, um die männlichen Studenten nicht zu irritieren.
- Akademien forschen nichtstaatlich und bieten auch Frauen Freiheit, z. B. durch anonyme Peer-Reviews
- Verschiedene Reformen, z. B. Hochschulreifezeugnisse, führen nach einem Universitätssterben zur Humboldtschen Universität mit dem Anspruch der Allgemeinbildung und der Unabhängigkeit von Lehre und Forschung
- Gleichzeitig Trennung von Erwerbs- und Familienleben, es wird keine Notwendigkeit mehr für Frauen gesehen, an die Universität zu gehen
- Herausbildung des modernen Universitätssystems schließt Frauen schließlich fast vollständig aus, mit „wissenschaftlicher“ Begründung

Zwischenkriegszeit:

- Ab Mitte des 19. Jahrhunderts beanspruchen Frauen formale Qualifizierung und verlangen, von Frauen behandelt und verteidigt zu werden, wollen ihre Existenz nicht allein von der Ehe abhängig machen und neue Berufs- und Selbstverwirklichungswege eröffnen; erste Studentinnen im Ausland
- Stimmungsumschwung zur Jahrhundertwende wegen öffentlichen Drucks, guter Erfahrungen in anderen Ländern, Sorge um Professorentöchter und wissenschaftlicher Unhaltbarkeit physiologisch erklärter Geschlechterunterschiede (Kirchhoff-Studie 1897)
- Ab Anfang des 20. Jahrhunderts werden Frauen in Deutschland zur Immatrikulation zugelassen (1900 – 1908)
- Auf Beschwerde der Philosophin Edith Stein werden Frauen ab 1920 zur Habilitation zugelassen, bis 1933 71 habilitierte Frauen, viele aus dem assimilierten Judentum
- Weltwirtschaftskrise, politische Entwicklung und antiintellektuelles Klima führen zu erneutem Rückbau

Nachkriegszeit:

- Reformen nach dem Krieg erst mit aufkommender Frauenbewegung
- Heute: je höher die Qualifikationsstufe, desto geringer der Frauenanteil
- Stark geschlechterdifferente Fächerwahl, Postenrangeln
- Anteil der Professorinnen heute entspricht dem Anteil der Studentinnen 1900
- Deutschland steht am unteren Ende der Gleichstellungsskala

Soziale Perspektive

Wahrnehmungen:

- Geschlechtskonstruktion von Geburt an, z. B. Muster der Erfolgzuschreibung
- Lehren und Wissenschaft männlich konnotiert und männlich konstruiert, Männer geben Wissen an Männer weiter, Frauen sind die zu rechtfertigende Ausnahme, wissenschaftliche Leistungen werden entsprechend sexistisch bewertet
- Alle für die Wissenschaft notwendigen Eigenschaften wie Logik, selbständiges Denken, Erkenntnisdrang und Abstraktion werden Männern zugeschrieben, alle hinderlichen Eigenschaften wie Sprunghaftigkeit, Befangenheit und Unbestimmtheit Frauen, sie werden als Hausfrauen und Mütter gesehen
- Feminisierung von Berufen senkt Sozialprestige, gefährdet Herrschaftswissen

Strukturen:

- Habilitation ist nicht nur Nachweis der wissenschaftlichen Qualifikation, sondern vordringliches Mittel der autonomen Kooptation (Selbstergänzung)
- Mehrmals in der Geschichte Fehlen kollektiver Berufserfahrung und Mangel weiblicher Vorbilder für Berufsrolle und Berufsstrategien
- Kontakte zu Kollegen und Karriereplanung wichtig
- Unvereinbarkeit von wissenschaftlicher Karriere und Kindererziehung

Zukunftsperspektive

- **Kinderbetreuung**
- **Kooptation**
- **Kesellschaft**